



Matthias Möller

LEBEN IN KOOPERATION

*Genossenschaftlicher Alltag
in der Mustersiedlung Freidorf bei Basel (1919-1969)*

Alltag
Mustersiedlung

Arbeit und Alltag

campus

Leben in Kooperation

Arbeit und Alltag.
Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturrenforchung

Schriftenreihe der Kommission Arbeitskulturen
in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgegeben von Irene Götz, Gertraud Koch,
Klaus Schönberger und Manfred Seifert

Band 11

Matthias Möller ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Studiengang Europäische Ethnologie an der Universität Freiburg.

Matthias Möller

Leben in Kooperation

Genossenschaftlicher Alltag in der Mustersiedlung
Freidorf bei Basel (1919–1969)

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch die Hans-Böckler-Stiftung (Düsseldorf) und die Heinrich-Kaufmann-Stiftung (Hamburg).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50486-5 Print

ISBN 978-3-593-43261-8 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2015 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: Foto: AutorIn unbekannt; Quelle: Siedlungsgenossenschaft Freidorf (Hg.) (1943), *25 Jahre Siedlungsgenossenschaft Freidorf*, Basel, S. 245. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der SGF.

Korrekturat: Adelheid Westhoff

Satz: Tomislav Helebrant

Gesetzt aus: Garamond

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Einleitung: Eine »cooperative Rarität Europas«	11
1 Zugänge, Perspektiven und Problemstellungen	17
1.1 Gemeingüter, Gemeinwirtschaft, Genossenschaften	17
1.2 Arbeiterbewegungs- und Arbeiteralltagskultur im Wandel	21
1.2.1 Kultureller und ökonomischer Dualismus	21
1.2.2 Genossenschaften und Arbeiterbewegung	23
1.2.3 Vorfeld oder Säule?	25
1.2.4 Kulturanthropologische Arbeiterforschung	28
1.2.5 Arbeit, Freizeit, Reproduktion	34
1.3 Die Konstruktion von Gemeinschaften	39
1.4 Das Freidorf – eine Reformsiedlung im Wandel	41
1.4.1 Forschungsstand	41
1.4.2 Fragestellung und methodisches Vorgehen	42
1.4.3 Quellen	45
2 Genossenschaftliche Bewegung im Wohnbereich im 19. und frühen 20. Jahrhundert	49
2.1 Von der Wohnungsfrage zur Eigentumsfrage	49
2.2 Städtische Spar- und Bauvereine	51
2.3 Ländliche Siedlungsgenossenschaften	53

2.4 Weiterentwicklungen: Wohnen als Reformprogramm	54
2.5 Aufschwung und Ausdifferenzierung der Wohngenossenschaften	56
3 Ein neues Dorf für freie Menschen	61
3.1 Konsumgenossenschaftsbewegung in der Schweiz	61
3.2 Sozialreformer vor neuen Aufgaben	63
3.3 Krise und soziale Polarisierung um 1918	66
3.4 Der VSK stiftet eine »Heimstätte der Nächstenliebe, des Friedens und der Freiheit«	68
3.5 Das Architekturkonzept: ein Dreieck aus konzentrischen Kreisen	69
3.6 Regeln für die neue Gemeinschaft	78
3.7 Das genossenschaftliche Programm: die Organisation der Wohnstube als dritter Weg	81
4 Die ersten 25 Jahre der Siedlungsgenossenschaft Freidorf	87
4.1 Genossenschaftliche Selbstverwaltung in der Praxis	89
4.1.1 Geselliges und Grundsätzliches: die Generalversammlung	89
4.1.2 Koordination und Geschäftsführung: der Verwaltungsrat	90
4.1.3 Bereichsbezogene Basisgruppen: die Kommissionen	92
4.2 Siedlungsbezogene Arbeiten und Aktivitäten	96
4.2.1 Konsum und Versorgung	97
4.2.2 Absicherung und Vorsorge	100
4.2.3 (Aus-)Bildung und Erziehung	103
4.2.4 Bewirtung und Geselligkeit	108
4.2.5 Engagement von und in Vereinen	109
4.2.6 Feste und Feiern	113

4.3	Alltagskultur in der Gemeinwirtschaft	117
4.3.1	Hausarbeit und Familienorganisation in der Frühphase des Freidorfs	118
4.3.2	Kooperation und ihre Grenzen	121
4.3.3	Wohnen zwischen privaten und kollektiven Ansprüchen	126
4.4	Das Freidorf Mitte der 1940er-Jahre	130
4.4.1	Die weltanschauliche Verortung	132
4.4.2	Leben und Arbeiten in der Siedlung	134
4.4.3	Genossenschaftliche Ökonomie	136
4.5	Jubiläumsfeier 1944 und Zukunftsprognose	140
5	Ökonomischer, sozialer und alltagskultureller Wandel nach 1945	143
5.1	Fordismus in der Schweiz	144
5.2	Muttenz und Basel auf dem Weg zur Agglomeration	148
5.3	Der VSK im Wirtschaftsaufschwung	150
5.4	Haushaltsführung im Hochfordismus	153
6	Das Freidorf zwischen 1945 und 1969	159
6.1	Ergänzende Zugänge	159
6.1.1	Interviews	159
6.1.2	Historische Demografie	161
6.2	Die Siedlerschaft der SGF	162
6.2.1	Demografische Entwicklung	162
6.2.2	Polarisierende Konflikte	164
6.3	Reproduktion im Wandel	170
6.4	Einrichtungen und Betriebe vor neuen Herausforderungen	179

6.4.1	Abgewanderte Kundschaft: Seminarbetrieb und Restaurant	179
6.4.2	Neue NutzerInnen: Bibliothek und Schule	180
6.4.3	Sparen und Versichern als stabiles Mitgliedergeschäft ...	183
6.4.4	Von der Warenabgabestelle zum Supermarkt	184
6.5	Selbstverwaltung, Arbeit, Engagement	190
6.5.1	Kommissionen ohne neue Mitglieder und Tätigkeiten ..	190
6.5.2	Geschäftsführung unter Professionalisierungsdruck	197
6.5.3	Unumstrittene Maßnahmen: die Generalversammlungen	199
6.6	Wirtschaftliche Probleme und die Zukunft des Genossenschaftshauses	201
6.7	Binnensichten auf das Freidorf	206
7	Das Siedlungsexperiment Freidorf: Traditionen und Transitionen	211
7.1	Die genossenschaftliche Gemeinschaftskonzeption des Freidorfes	211
7.2	Gemeinschaftskonstruktion in der Zwischenkriegszeit	212
7.3	Fragmentierte und aktualisierte Vergemeinschaftungen	218
7.3.1	Historisierende Rückblicke	219
7.3.2	Das Jubiläum von 1969	221
7.4	Die Erosion der alten Siedlungsgemeinschaft	226
7.4.1	Raum, Geschlecht, Generation	226
7.4.2	Entwicklungslinien	234
8	Freidorf-Erfahrung und heutige Wohnkooperativen	239
	Literatur und Quellen	245
	Berufe der Haushaltsvorstände des Freidorfs 1922–1969	277

Abkürzungen	279
Bildnachweise	281
Dank	285

Einleitung: Eine »cooperative Rarität Europas«

»Seit 1920 bietet im Osten von Basel die Siedlung Freidorf dem Flieger wie dem Volksfreund ein gleichermaßen rosig schimmerndes Peilziel. Dem Erdkundigen ein neuer Ort auf der Siegfriedkarte, dem Bourgeois rotes Nest, dem Sovjetstern nicht rot genug, dem Aestheten Kaserne, dem Gläubigen Stätte der Religionslosigkeit, dem Eigenbrödlern Zwangserziehungsanstalt, dem Privathändler Todschlagsversuch an seiner Wirtschaftsform, und dem Genossenschafter die erste schweizerische Vollgenossenschaft und eine cooperative Rarität Europas: Das ist die Siedlungsgenossenschaft Freidorf.«¹

Die *Siedlungsgenossenschaft Freidorf* (SGF) wurde 1919 vom *Verband schweizerischer Konsumvereine* (VSK), dem Vorläufer der heutigen *Coop-Gruppe*, gegründet. In Zeiten wirtschaftlicher Not und sozialer Polarisierung errichtete sie zwischen Basel und Muttenz 150 Häuser für Familien der Konsumgenossenschaftsbewegung. Als weitläufige Gartenstadt mit Einfamilienhäusern setzte sich das Freidorf von den ärmlichen Wohnverhältnissen in städtischen Arbeiterquartieren² ab und schuf für geringe Einkommen neue, damals unerreichbare Wohnverhältnisse. Das 8,5 Hektar große Ensemble gilt als bedeutendster Siedlungsbau der Zwischenkriegszeit in der Schweiz.³ Es genießt auch als Frühwerk des späteren Dessauer Bauhausdirektors Hannes Meyer (1889–1954) größere Aufmerksamkeit. Doch neben seiner baulichen Gestalt ist vor allem das mit ihm verbundene soziale Experiment von Interesse: Der VSK verfolgte mit dem Freidorf die modellhafte Implementierung eines dörflich-genossenschaftlichen Sozialismus. Das Siedlungsleben wurde auf kooperativer Grundlage organisiert, was nach den Konsumgenos-

1 Meyer 1925, S. 40.

2 In dieser Arbeit verwende ich eine grammatikalisch männliche beziehungsweise weibliche Form, wenn es sich bei der bezeichneten Gruppe ausschließlich oder in überwiegendem Maße um Männer oder Frauen handelt. Eine zweigeschlechtliche Form bezeichnet eine gemischte Gruppe. Feststehende Begriffe und die Wiedergabe fremder Inhalte beließ ich im Original.

3 Heyer 1983, S. 22; Strub 2010.

senschaftlichen Vorstellungen der Gründer von den Haushalten und deren Bedarfsdeckung ausging, darüber hinaus jedoch weitere Bereiche des Dorflebens einschloss. Im Freidorf sollten neue, genossenschaftliche Menschen herangezogen werden, um ein kooperatives Gemeinwesen vorzuleben und damit beispielhaft die Überlegenheit genossenschaftlicher Zusammenschlüsse über die kapitalistische Konkurrenzwirtschaft zu demonstrieren. Dafür stellte der VSK die beachtliche Summe von 7,5 Millionen Franken zur Verfügung, mit denen eine im Hinblick auf Ausstattung und Konzept herausragende Genossenschaftssiedlung entstand, die damals ihresgleichen suchte. So war das Freidorf bereits in den 1920er Jahren ein exponiertes Beispiel für genossenschaftliche Wohnreform und ein international beachteter Modellversuch.⁴ Auch später wurde es als »Idealtyp einer Baugenossenschaft«⁵ beziehungsweise als eines »der interessantesten Genossenschaftsexperimente der Welt«⁶ bezeichnet.

War die Freidorfsiedlung bereits in der Zwischenkriegszeit eine Besonderheit, so dürfte sie nach dem Krieg auf dem europäischen Festland nahezu einzigartig gewesen sein. Dafür trägt der Bruch durch den Nazifaschismus entscheidende Verantwortung, der gewerkschaftliche Wohnungsunternehmen und Genossenschaften beschlagnahmte, gleichschaltete und zentralisierte.⁷ So sollte der Zusammenhalt in den roten Siedlungen, ihre kooperative Wirtschaftsweise und politische Kultur grundlegend zerstört werden. Nach 1945 wirkten die Eingriffe weiter, so dass in der BRD keine vergleichbare Genossenschaftskultur mehr entstand. Bilanzierend stellt der Historiker Rüdiger Hachtmann fest, dass

»dezentrale, gewerkschaftsnahe Genossenschaften – die deren Protagonisten vor 1933 auch als zentrale Elemente einer friedlichen ›Sozialisierung von unten‹ verstanden hatten [...] dauerhaft nicht wieder erstanden. Führende Mitglieder des DGB und die leitenden Manager der den Gewerkschaften rückerstatteten Unternehmen und Genossenschaften erlagen der Faszination großer ökonomischer Einheiten. Dass sie damit weiter einen Weg beschritten, den die Deutsche Arbeitsfront 1933 eingeschlagen hatte, war ihnen scheinbar das kleinere Übel, als aufwendig eine Vielzahl von basisnahen, lokalen Einheiten wieder zu gründen.«⁸

4 Vgl. Meyer 1921; Swartz 1927; Treub-Cornaz 1928.

5 Faust 1977, S. 672.

6 Novy 1983, S. 109.

7 Novy/Prinz 1985, S. 217–223; Hachtmann 2012b, S. 430–439; Kramper 2008, S. 52–70.

8 Hachtmann 2012a, S. 75.

Mit dem Schweizer Freidorf hat dagegen eine herausragende sozialreformistische Siedlung die NS- und Kriegszeit ohne größere Eingriffe überstanden. Umso erstaunlicher ist das Fehlen einer sozialhistorischen Untersuchung seiner Entwicklung, zumal das Freidorf bereits zu Beginn der 1980er-Jahre als Modell einer Gegenökonomie von Klaus Novy (1944–1991) (wieder-) entdeckt worden war. Der Bauökonom und Experte für genossenschaftliches Wohnen war tief beeindruckt vom Freidorf, in dem er eine im Kleinen konkret gewordene, antikapitalistische Utopie sah.⁹ Er verwendete es als herausragendes Beispiel für Selbsthilfe und Selbstorganisation im Kontext einer Aneignungsbewegung der Zwischenkriegszeit, die er als positive Ökonomie der Arbeiterbewegung beziehungsweise als Wirtschaftsreformbewegung von unten bezeichnet.¹⁰ Die (von ihm nur knapp behandelte) Geschichte des Freidorfs sieht er als Anlass zur Reflexion solch basisbezogener, demokratischer Ansätze der Gegenökonomie, denn

»das ökonomisch und ästhetisch grandios angelegte Freidorf ist heute [1982] Ausdruck des Umschlages des Traumes von der großen Harmonie in schlichte Spießigkeit. Ähnliches gilt für fast alle Fälle aus dem Umfeld der historischen Arbeiterbewegung; die Miefigkeit des ›Dorfes‹ hat jedes Bemühen um Freisetzung von unnötigen Zwängen verdrängt. Jede soziale Dynamik und Phantasie scheint stillgestellt. Die einst mühsam erkämpften und erarbeiteten Kollektiveinrichtungen verfallen oder werden privatisiert.«¹¹

Für eine Reflexion der Transformationsprozesse sind jedoch »Spießigkeit« und »Miefigkeit« keine geeigneten Kategorien, vor allem da sie zugunsten einer vorwurfsvollen Grundhaltung die Frage vernachlässigen, was eigentlich in der Siedlung, ihren alltäglichen Prozessen und selbstverwalteten Strukturen geschah. Der Genossenschaftswissenschaftler Wilhelm Werner Engelhardt hat in diesem Zusammenhang Behutsamkeit angemahnt, um vorschnelle Anprangerungen vermeintlicher Degenerationen aus einem überzeitlichen, moralischen Standpunkt heraus zu vermeiden.¹² Novy selbst warnte davor, das Scheitern genossenschaftlicher Reformprojekte einzig einer genossenschaftsfeindlichen Umgebung anzulasten. Dies umgehe die entscheidende Frage nach den »immanenten Funktionsbedingungen nichtkapitalistischer Ökonomieformen. Darüber etwas zu erfahren, das müsste

9 Novy/Uhlig 1981a, S. 115; Novy 1982b, S. 125; Novy 1983, S. 69.

10 Novy/Uhlig 1980, S. 167; Novy 1982d.

11 Novy 1982b, S. 128.

12 Engelhardt 1978, S. 35–37; Engelhardt 1985, S. 55–62.

der kritische Rückgriff auf die Geschichte der ›vergessenen dritten Säule‹ der Arbeiterbewegung leisten.«¹³

Das Freidorf existiert auch heute noch als Genossenschaft. Sein vielfältiger Quellenbestand ermöglicht eine höchst seltene Perspektive auf die Entwicklung genossenschaftlicher Reformsiedlungen: eine Längsschnittuntersuchung der internen Entwicklung über Jahrzehnte. Sie nimmt insbesondere die Arbeitsprozesse in der Siedlung in den Blick und untersucht die Strukturen, in denen die Arbeit an der kollektiven Reformidee organisiert wurde, die Voraussetzungen, auf denen sie aufbaute, und die siedlungsbezogenen Abläufe, die daraus folgten. Die dabei wirksamen Praktiken und Muster gilt es freizulegen, um mehr über interne Abläufe und Dynamiken zu erfahren. Novy nennt diesen Ansatz »wirtschaftsarchäologische« Bemühungen zur Vielfalt verschütteter Formen der Gegenökonomie«, die als »historische Problemrekonstruktion [...] nicht nur die Genese dieser Aufbauwerke, sondern auch die Etappen ihres Scheiterns, die möglichen Fehlentscheidungen, verpaßten Weichenstellungen, offen gebliebenen Optionen aufarbeiten und in eine aktuelle Problemthematisierung einbringen«¹⁴ müsste. Für das Freidorf bedeutet dies eine Untersuchung der internen Siedlungsentwicklung hinsichtlich Engagement und Mitarbeit in genossenschaftlichen Strukturen, Nutzung der kollektiven Infrastruktur, Entwicklung reformerischer Ansätze und dem Alltag der dort lebenden Familien.

Seit den 1880er Jahren wurden in Deutschland Wohngenossenschaften gegründet, die sich auch als programmatische Alternative zur kapitalistischen Konkurrenzwirtschaft verstanden. Sie entstanden im Kontext der Arbeiterbewegung und der sozial- und lebensreformerischen Strömungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Auch die wohngenossenschaftliche Gründungswelle nach 1918 fand hauptsächlich im Umfeld der Arbeiterbewegung und ihrer Organisationen statt. Daher wird zunächst auf Forschungen zur Arbeiterkultur und ihren Transformationen unter Berücksichtigung genossenschaftlicher Ansätze eingegangen. Anschließend zeichne ich die Entstehung, Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung wohngenossenschaftlicher Ansätze des ausgehenden 19. Jahrhunderts nach, da hier direkte ideengeschichtliche und persönliche Verbindungslinien zur Freidorfgründung bestehen. Die SGF kann daher als idealtypische Verwirklichung einer spezifischen wohngenossenschaftlichen Richtung gesehen werden, die enge Verbindungen zu Konsumgenossenschaften aufweist. Nach der Gründungs- und Bau-

¹³ Novy 1988, S. 105.

¹⁴ Novy/Uhlig 1980, S. 181.

geschichte widme ich mich der Frühphase des Freidorfs und der Frage, wie das reformerische Programm umgesetzt und gelebt wurde. Neben der Darstellung, wie sich die SGF zwischen 1919 und 1969 entwickelte, wird aufgezeigt, wie sich sozialer und kultureller Wandel im gemeinwirtschaftlichen Selbsthilfefamilieu der SGF niederschlug und was dies für den Alltag, die Arbeitsabläufe und die internen sozialen Beziehungen bedeutete. Diese Wechselbeziehungen zwischen häuslich-reproduktiver Arbeit, siedlungsbezogener Freizeit und der Arbeit in der und für die Siedlungsgenossenschaft gestatten tiefe Einblicke in die Organisationsformen von Arbeit und Alltag aus einer wohngenossenschaftlichen Perspektive. Den Endpunkt bildet die Entwicklung von einer sozialreformerischen, dem Anspruch nach alle Lebensbereiche umfassenden Vollgenossenschaft zu einer reinen Wohngenossenschaft. Sie wurde nach krisenhaften Jahren Ende der 1960er-Jahre auch programmatisch vollzogen. Hier interessieren wiederum vor allem Auswirkungen, Abläufe und interne Umgangsweisen mit sozialem und kulturellem Wandel.

Die Geschichte des Freidorfs ist jedoch mehr als die Geschichte des Scheiterns genossenschaftlicher Utopien. In ihrem Entstehen, Gelingen und Vergehen steckt zugleich ein großer Erfahrungsschatz in Bezug auf kooperative Wohnformen. Das Nachzeichnen von Ereignissen, Auseinandersetzungen und Prozessen möchte daher nicht nur historisches Wissen zutage fördern, sondern zugleich Anregungen für heutige genossenschaftliche Wohnprojekte geben und der Frage nach Stabilitätskriterien von wohngenossenschaftlichen Initiativen nachgehen. Mit einer darauf ausgerichteten Aufbereitung der durch die Entwicklung des Freidorfs aufgeworfenen Fragen schließt diese Arbeit ab.

1 Zugänge, Perspektiven und Problemstellungen

1.1 Gemeingüter, Gemeinwirtschaft, Genossenschaften

Kollektiv genutzte Güter stellen in einer von Privatbesitz und individueller Aneignung geprägten Umgebung eine faszinierende Herausforderung dar. Einerseits können sie alternative Möglichkeiten von Güterverwaltung und -verteilung aufzeigen, andererseits erweisen sie sich oft als fragil und ihr längerfristiger Bestand hängt von unterschiedlichen Faktoren ab. Zu äußeren Einflüssen, die häufig wenig beeinflussbar sind, tritt das Binnenverhältnis der beteiligten AkteurInnen und ihre Stellung zum gemeinsam verwalteten Gut. Zentral ist das Verhältnis von individuellen und kollektiven Interessen, von Vorstellungen und Zielen der Basis zu den Ansprüchen und Regeln des Kollektivs.

Lange stand dabei der Zustand eines stabilen Einklangs unter dem Verdacht, eine zwar erstrebenswerte, aber letztlich nicht erreichbare Utopie zu sein. Für den Biologen Garret Hardin (1915–2003) sind Spannungsverhältnisse zwischen Individuum und Gemeinschaft anfällig für die sogenannte *Tragik der Allmende* (*Tragedy of the Commons*). Sie besagt, dass persönliche Nutzenmaximierungen Überbeanspruchungen zur Folge haben, die schädliche Auswirkungen auf kollektiv genutzte Güter haben. So würden sich individuelle Kosten-Nutzen Entscheidungen »zu einem irrationalen Dilemma für die Gruppe«¹ addieren, die letztlich zum Scheitern der Nutzungsgemeinschaft führe.

Als allgemeines Erklärungsmodell fand die *Tragik der Allmende* weite Verbreitung und sorgte für grundsätzliche Skepsis gegenüber kollektiven Nutzungsformen.² Demgegenüber betrachtet die Ökonomin Elinor Ostrom (1933–2012) Allmenden von ihrem Gelingen her. Ihr Thema sind die Bedingungen, die Nutzungsgruppen in die Lage versetzen, tragfähige

1 McCay/Jentoft 1996, S. 273; Vgl. Hardin 1968.

2 McCay/Jentoft 1996, S. 273–274; Kramer 2012, S. 267.

Verwaltungs- und Zugangsregelungen zu entwickeln. Ostrom untersuchte über längere Zeiträume bestehende Allmenden natürlicher Ressourcen und arbeitete daraus Kriterien für deren dauerhaftes Fortbestehen heraus. Zentral sind demnach klar definierte und befolgte Nutzungsregeln, die auf lokale Bedingungen und Bedürfnisse abgestimmt sind. Hinzu tritt die Organisation der Beteiligten und ihre Mitbestimmung am Reglement. Im Falle von Konflikten ist zudem der Zugang zu niederschweligen Konfliktlösungsmechanismen entscheidend.³ Mit ihrer Forschung rückt Ostrom die Einbettung von Allmenden in soziale Beziehungen sowie die Herausbildung und (De-)Stabilisierung von Normen und Werten ins Zentrum und damit eine Perspektive, für die kulturanthropologische Zugänge und ethnografisch dichte Beschreibungen einen wichtigen Beitrag leisten können.⁴ Der Kulturwissenschaftler Dieter Kramer hat in diesem Zusammenhang auf Gemeingüter als Forschungsthema der Europäischen Ethnologie hingewiesen und die Bedeutung von Geselligkeit, Bräuchen und Festen als stabilisierende Muster von Vergemeinschaftungen betont, die bei historischen Gruppen wie aktuellen Praktiken von Gemeinschaftsarbeit bestehen. In historischer Perspektive verweist Kramer auch auf »Erfahrungen der Arbeiterbewegung mit ihren Sozialkassen und Konsumgenossenschaften«.⁵

Ausgehend von Ostrom hat sich eine breite Debatte um Allmenden und Gemeinnutzungen entwickelt, die im Zusammenhang mit Positionsbestimmungen steht, wie auf neoliberale Privatisierungen reagiert werden könnte, ohne defensiv an staatlichen oder kommunalen Trägerformen festzuhalten. Dabei wurde eine Begrenzung auf Naturressourcen schnell überwunden, was zu einer Ausweitung des ursprünglichen Gegenstandes führte. Unter dem Begriff *Commons* werden seither eine Vielzahl von Gütern diskutiert, für die eine kollektive Nutzung praktiziert wird oder möglich erscheint.⁶ Demnach sind *Commons* nicht auf bestimmte Versorgungsbereiche, sondern nur ideell eingrenzbar. Sie bestehen aus »einer Ressource (die stofflich oder immateriell sein kann), den Menschen, die diese Ressource nutzen [...] und den [...] Aneignungsregeln. Commons [...] entstehen aus einer sozialen Praxis, die wir Commoning nennen, die gemeinsame Sorge um etwas, sei es ein Gemeinschaftsgarten, ein genossenschaftliches Unternehmen oder der freie Internetzugang«.⁷

3 Ostrom 1999, S. 75–79 und S. 117–118; Ostrom 2009.

4 Kramer 2013, S. 107–108; Kramer 2012, S. 271–283; McCay/Jentoft 1996, S. 278–282.

5 Kramer 2013, S. 103. Siehe auch Kramer 2012, S. 276–277.

6 Vgl. Helfrich/Heinrich-Böll-Stiftung 2009; Helfrich/Heinrich-Böll-Stiftung 2012.

7 Exner/Kratzwald 2012, S. 23.

Neben Saatgut, Wissen, Software und anderem mehr wurde auch der Wunsch nach Wohnraumversorgung jenseits von (kapitalistischem) Markt und Staat Teil der Debatte, häufig unter Bezug auf bestehende Erfahrungen mit selbstorganisierten Mietshäusern in Gemeinschaftseigentum.⁸ Bereits in den frühen 1980er-Jahren hatte Klaus Novy diesen Typus von privatwirtschaftlicher und staatlicher Wohnraumversorgung unterschieden. Er zeichnet sich durch basisdemokratische Verwaltungsstrukturen aus, ohne dass die wechselnden NutzerInnen Eigentumsrechte wie Verkauf oder private Profite wahrnehmen können. Die Erträge kommen stattdessen dem Auf- beziehungsweise Ausbau weiterer selbstverwalteter Mietshäuser zugute und verbreitern damit die als Gemeingut genutzte Basis.⁹ In diesem Zusammenhang ist auch der Begriff der frei-gemeinwirtschaftlichen Unternehmen geläufig. Sie sind nicht in erster Linie profitorientiert und verfolgen soziale beziehungsweise am Allgemeinwohl orientierte Ziele freiwillig und ohne öffentlichen Auftrag.

Bei diesem Unternehmenstypus haben Genossenschaften, vor allem im historischen Rückblick, eine herausragende Bedeutung.¹⁰ Als deren allgemeine Wesensmerkmale gelten Mitgliederförderung, Selbsthilfe, Selbstverwaltung, Selbstverantwortung und die Identität von EigentümerInnen und NutzerInnen.¹¹ Im Binnenverhältnis agiert ein demokratisch organisierter Zusammenschluss gleichermaßen als Anbieter und Nutzer, so dass Angebots- und Nachfrageseite nicht getrennt auftreten. Daher ist der Einklang von subjektiven und kollektiven Interessen eine wichtige Voraussetzung für genossenschaftliche Organierungen. Dies kann sich auf eine kooperative Unternehmensführung zur individuellen Nutzenmaximierung beschränken. Möglich ist jedoch auch, dass weitergehende ideelle Ziele zur Basis des genossenschaftlichen Zusammenschlusses gemacht werden, einheits-, solidaritäts- und identitätsstiftend wirken und politische Ziele verfolgen.¹² So mobilisieren Genossenschaften Idealismus und Engagement oftmals im Kontext von breiteren sozialen, politischen oder kulturellen Bewegungen. Nach dem Historiker Michael Prinz ist es diese Einbindung in breitere Zusammenhänge, »die den Hiatus zwischen Eigeninteresse und altruistischem

8 Avanti Hamburg 2012; Stadt-AG Avanti Berlin 2013; Rost 2012a; Rost 2012b; Helfrich 2013, S. 16; Mietshäuser Syndikat 2013.

9 Novy 1982a, S. 56; Novy 1982c, S. 52.

10 Thiemeyer 1981, S. 525–530.

11 Ringle 2007, S. 5–9.

12 Vgl. Ringle 1994a; Ringle 1994b; Ringle 2007; Novy/Uhlig 1980, S. 183.

Engagement überbrückt und zur Mobilisierung der außeralltäglichen Anstrengungen [...] unerlässlich ist.«¹³

Für eine Differenzierung des weiten Spektrums genossenschaftlicher Unternehmungen ist eine Unterscheidung anhand der Tätigkeitsfelder üblich, die zwischen Verbraucher-, Bau-, Bank-, Absatz- und Produktionsgenossenschaften unterscheidet. Wohngenossenschaften gelten hier als Teil der Verbrauchergenossenschaften, die nicht der Produktion, sondern der Versorgung mit Gütern oder Dienstleistungen dienen. Damit besteht zwischen Wohn- und Konsumgenossenschaften eine theoretische Verwandtschaft.¹⁴ Quer zu solchen Einteilungen liegt die Frage, ob es sich um Genossenschaften im engeren, juristischen oder weiteren soziologischen Sinne handelt. Letztere umfassen nicht nur Organisationen in der Rechtsform einer eingetragenen Genossenschaft, sondern auch andere kooperative Zusammenschlüsse.¹⁵

Ebenfalls möglich ist eine Unterscheidung anhand des genossenschaftlichen Zwecks. Genossenschaften können sowohl der individuellen Besserstellung ihrer Mitglieder als auch weitergehenden kollektiven bis gesellschaftsreformerischen Zielen dienen. Eine solche Differenzierung orientiert sich daran, in welchem Maße Überschüsse individuell ausgeschüttet werden, im Kollektiv verbleiben oder gruppenexternen Zielen dienen.¹⁶ Eine Betonung des ersten Aspekts kennzeichnet die mittelständischen Genossenschaften nach dem Vorbild von Hermann Schulze-Delitzsch (1808–1883).¹⁷ Demgegenüber wurden in der sozialistischen Genossenschaftsbewegung auch weitergehende, gesellschaftsreformerische Ziele verfolgt, was sich insbesondere bei den Produktiv- und Konsumgenossenschaften, aber auch bei Wohngenossenschaften zeigte. Sozialreformerische, der Arbeiterbewegung nahestehende Genossenschaften können daher als eigenständige Richtung innerhalb des genossenschaftlichen Spektrums gelten, die sich weiter ausdifferenzierte.¹⁸

13 Prinz 1998, S. 255.

14 Laakkonen 1990; Prinz 1998, S. 253.

15 Lang/Weidmüller 2005, S. 54–58.

16 Engelhardt 1985, S. 46.

17 Notz 2011, S. 55.

18 Vgl. Buckmiller 1997; Eisenberg 1985, S. 74–75.